

Samstag, 13. Dezember 2025

Region

Im Gespräch mit: Volker Mohr

Volker Mohr ist wohl der derzeit produktivste Schaffhauser Schriftsteller. Seine neuste Novellensammlung heisst «Verglühende Sterne» und lässt nicht nur inhaltlich, sondern auch politisch aufhorchen. Im Gespräch erläutert der Autor seine Arbeit und seinen Standpunkt.

«Ich habe durchaus Sympathien für freche Gedanken»

Alfred Wüger

Wir sprechen uns ja nicht zum ersten Mal, Herr Mohr, und so weiss ich, dass Sie alle Ihre zahlreichen bisherigen Bücher stark aus dem Bauch heraus geschrieben haben. Wenn Sie von heute aus zurückblicken, was sehen Sie für eine Entwicklung in Ihrem Werdegang?

Volker Mohr: Was immer noch gleich ist, dass keine Konzepte hinter den Arbeiten stehen. Aber die Themen haben sich verändert. Bis vor ein paar Jahren waren die Texte stark dystopisch. Diese Elemente sind heute nicht mehr so stark, ich nehme bei mir einen leichteren Umgang mit der Materie wahr.

Steht dahinter ein Befreiungsprozess?

Vielleicht schon. Möglicherweise hat es mit dem Alter zu tun, dass sich eine gewisse Gelassenheit eingestellt hat.

Sie sagen, sie arbeiten nach wie vor stark aus dem Gefühl und aus dem Moment heraus. Trotzdem gibt es immer wieder ähnliche Motive, im aktuellen Werk wiederum eine SS-Figur in der Titelgeschichte «Verglühende Sterne». In Ihren biografischen Angaben heisst es manchmal etwas kryptisch: «Geboren in der Nähe von Schaffhausen.» Auf welcher Seite der Grenze kamen Sie zur Welt? Auf der deutschen?

Ja, ich bin tatsächlich in Deutschland geboren.

Ich frage so direkt, weil ich selber starke deutsche Wurzeln habe und mein Grossvater Parteimitglied war.

Das ist ein guter Hinweis. Das war bei mir auch so. Ich kannte meinen Grossvater nicht mehr, er starb vor meiner Geburt. Aber er war in der Familiengeschichte präsent. Das war alles interessant. Ob das jetzt zum Auftauchen der Nazifiguren führt? Vielleicht. Aber nicht bewusst.

Es zeigt einfach, dass jemand, der keinen rein schweizerischen Stammbaum hat, von diesem Thema nicht loskommt. Die Titelgeschichte finde ich im Übrigen die stärkste im Buch.

Professor Günter Scholt, der am Ende zitiert wird, sieht das etwas kritischer. Für ihn als Deutschen sei dieses Thema kaum noch emanzipatorisch wertbar.

Diese Haltung scheint mir nicht zukunftsfähig, denn der Nationalsozialismus wird immer ein Stachel im Fleisch des deutschen Volkes sein.

Alle Geschichten in neuen Band thematisieren jedenfalls Situationen, wo etwas verglüht, wo etwas zu Ende geht. Das ist der Grundton des Buches.

Was geht denn zu Ende?

In der ersten Geschichte lacht der Protagonist über das, was er sieht. Er weiss nicht, warum er lacht, aber die Wertvorstellungen, die bisher sein Leben geprägt haben, erscheinen ihm als lach-



Der Schaffhauser Autor Volker Mohr hat eine neue Sammlung von Novellen veröffentlicht. Bild: zVg

haft und kommen so irgendwie an ihr Ende. So verstehe ich das.

Sein Vertrauen in die Institutionen hat gelitten.

Das kann man so sagen.

Er lacht über das Regierungsgebäude, er lacht über das, was man gemeinhin für Grundpfeiler der schweizerischen Demokratie halten könnte.

Auch darüber.

Allgemein wird Institutionen, auch dem Geld, mit Spott begegnet, manchmal auch so, dass die Leserin, der Leser über die Wortspiele lachen muss und so zum Komplizen der Figuren in den Geschichten wird.

Ja. In der Novelle «Das Zepter» zum Beispiel scheint eine andere, längst vergangene Welt auf. Der Protagonist sieht ein Schloss und setzt sich gefühlsmässig mit dem auseinander, was er sieht, und fragt sich: «Leben wir wirklich in der besten aller möglichen Welten?» Für ihn ist das nicht mehr selbstverständlich, und diese Idee hat keine allgemeine Gültigkeit mehr.

Könnte man diese Gefühle unter Staatsverdrossenheit zusammenfassen?

Ganz so negativ würde ich das nicht sehen. Aber eine gewisse Verdrossenheit treibt die Protagonisten sicher um.

Ich komme darauf, weil Sie vor einiger Zeit Beiträge in der Zeitschrift «Die Freien» der schweizerischen Graswurzelbewegung veröffentlicht haben. Wie kam es dazu? Gibt es da eine gewisse Affinität?

Bevor es die Zeitschrift «Die Freien» gab, habe ich die Bekanntschaft mit Priska Würzler, der Initiantin der Graswurzelbewegung, gemacht. So kam ein loser Kontakt auf privater Basis zustande. Ich steuerte dann ein paar Aphorismen und einen anderen Beitrag bei. Mit der Zeitschrift und der

Idee, die dahinter steht, habe ich keine Probleme.

Professor Günter Scholt, der am Ende von «Verglühende Sterne» zitiert wird, ist ebenfalls der rechten Szene zuzuordnen. Die «Junge Freiheit», für die er schreibt, ist ein Publikationsorgan, das weit rechts steht. Wo stehen Sie politisch?

Professor Scholt schrieb ein grosses Werk über die Innere Emigration im Zweiten Weltkrieg. Vom Verlag hat er seinerzeit ein Exemplar von «Unter Menschen» bekommen und veröffentlichte eine wohlwollende Rezension in der «Jungen Freiheit».

Ist es Ihnen unangenehm, dass Sie im Fokus der rechten Szene stehen?

Es wäre mir unangenehm, wenn ich für eine Ideologie missbraucht würde. Ich

sehe mich als Freigeist und hätte deshalb auch nichts dagegen, wenn die WOZ anfragen würde.

Sie sind also kein Demokratieskeptiker?

Eine gewisse Skepsis ist natürlich schon vorhanden, aber das ist wohl auch die Aufgabe der Literatur und hat primär nichts mit einer Infragestellung der Demokratie zu tun. Das haben auch Frisch und Dürrenmatt so gehalten. Grundsätzlich habe ich durchaus Sympathien für freche Gedanken, die Grenzen ausloten und Themen ansprechen, die sonst nicht so im Fokus stehen.

Noch einmal zu Ihrer künstlerischen Entwicklung: Wenn Sie ältere Texte von sich lesen, was empfinden Sie da?

Ich habe mich schon gefragt, sollte ich

meine Texte vielleicht länger liegen lassen, bevor ich sie veröffentliche, aber alles in allem finde ich, dass es gut ist, dass ich das herausgegeben habe, was erschienen ist. Ich erinnere mich an Ernst Jünger, der erzählt, wie er einmal nach der ersten, kurzen Lektüre in seinem druckfrischen Buch dieses so gleich über Bord geworfen habe, auf dem Schiff, auf dem er gerade fuhr. So ist es mir noch nie ergangen.

Es sind fast alles Männer, einsame, in sich gekehrte Typen, die in Ihren Geschichten vorkommen. Wie viel von Ihnen ist in diesen Figuren?

Letztlich habe ich bei Gottfried Benn gelesen, dass er Menschen, die ihn persönlich kennenlernen wollten, gesagt habe, sie würden enttäuscht sein, denn mehr, als was in den Büchern stehe, sei bei ihm nicht zu finden. Das konnte ich gut nachvollziehen. Ich schreibe auf, was aus dem Moment kommt, und so ist sicher sehr viel von mir in den Texten.

Ernst Jünger und Gottfried Benn sind ja nicht gerade unumstritten, sie stehen auch nicht links. Benn ist ein Beispiel für eine gescheiterte Innere Emigration während des Zweiten Weltkrieges. Rein spekulativ: Wären Sie damals ausgewandert oder in Deutschland geblieben?

Das ist schwer zu sagen. Aber ich wäre wohl eher der Typ, der die Innere Emigration wählen würde. Ich würde ausharren, solange es geht.

Kann man dann sagen, dass Ihr künstlerisches Leben heute auch eine Art Innere Emigration ist?

Ja. Allerdings bin ich frei. Ich kann schreiben, was mir wichtig ist. Ich kann über Grenzen blicken. Der deutsche Sprachraum aber ist für mich unverzichtbar.

Heimat?

Absolut. Unsere Kinder waren viel häufiger im Ausland als ich.

Die Heiterkeit hält Einzug in die Dystopie

Die neuste Sammlung mit Novellen des Schaffhauser Autors Volker Mohr ist soeben unter dem Titel «Verglühende Sterne» erschienen. Diesmal sind es sieben Geschichten, deren Protagonisten auf eine Welt blicken, die ihnen nicht mehr selbstverständlich ist. Sei es, dass sie Dinge sehen, die es nicht gibt (oder nicht mehr gibt), die aber auf eine geheimnisvolle Weise präsent und wirkmächtig werden.

In der ersten Geschichte mit dem Titel «Das Lachen» geht es genau um dieses. Nur dass das Lachen, in das Herbert Lohmann ausbricht, wenn er das Regierungsgebäude oder ein Kunstwerk im Museum sieht, zwar andere anstecken kann, in einem gewissen Sinn also nachvollziehbar ist, aber dennoch befremdlich bleibt. Das ist auch Lohmann klar, denn er erfreut sich nicht einfach an seiner immer wieder aufbrechenden Heiterkeit, sondern: «Wenn er die Dinge so sah – und er musste sie

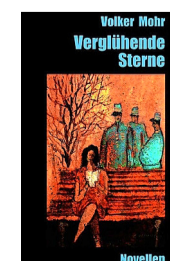
zwangsläufig so sehen –, dann blieb ihm nur die Isolation.»

Nicht viel anders ergeht es Lukas Duda, der in einem Schloss, das ihm plötzlich aus einer anderen Zeit erscheint, ein Zepter überreicht bekommt, einen mit einer Lilie gekrönten Stab aus Messing, ein Abbild der Axis mundi, der Weltachse, einen Stab auf jeden Fall, den er fortan immer bei sich trägt: «Es gefiel ihm einfach, für einmal das Zepter in der Hand zu halten, auch wenn es das Zepter einer anderen Welt war.»

Der Leser, die Leserin trifft in Volker Mohrs Geschichten auf eine durchlässige Welt, auf eine löchrige, vielleicht auch auf eine, in der sogenannte Selbstverständlichkeiten brüchig geworden sind oder gar nicht mehr existieren.

Volker Mohr schöpft aus seinem Innern, schreibt infolgedessen immer wieder über Ähnliches und variiert sei-

ne Themen beharrlich und mit grosser Sorgfalt. Das ist auch im neuen Bändchen so. Und doch ist etwas neu: eine kleine Heiterkeit, ein Lächeln auf den Stockzähnen, manchmal sogar ein lautes Lachen. Oder in den Worten von Igor Knapp aus der Geschichte «Der Informant», die so endet, mit einem eindeutigen Satz, der in seiner Präzision sicher vom Autor genauso gewollt ist: «Er wollte fortan nur noch als das gelten, was er auch war. Ob das Grund genug war, in Heiterkeit zu verfallen? Vielleicht.» (Wü.)



Volker Mohr, «Verglühende Sterne», 140 Seiten, Loco Verlag, 2025, 26 Franken.